

ANDRÉ TROCME

*Engel singen
nicht für Geld*

UND ANDERE
GESCHICHTEN ZU
WEIHNACHTEN

*Aus dem Französischen übersetzt
und eingeleitet von Hanna Schott*

n[®]

NEUFELD VERLAG

Copyright © by Nelly Trocmé Hewett, St. Paul, Minnesota/USA

Die Zitate auf S. S. 63, 77f. und 96f. sind einer Quellensammlung entnommen, die Pierre Boismorand zusammengestellt hat: *Magda et André Trocmé. Figures de résistances, textes choisis et présentés par Pierre Boismorand*, Les éditions du cerf, Paris 2007. Deutsche Textfassung: Hanna Schott



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
Recyclingholz oder -fasern

Zert.-Nr. SGS-COC-003091
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.ddb.de abrufbar

Umschlaggestaltung: spoon design, Olaf Johannson

Umschlagbilder und Illustrationen: Anja Güthoff, Augsburg

Satz: Neufeld Verlag

Herstellung: Bercker Graphischer Betrieb GmbH & Co. KG, Kevelaer

© 2010 Neufeld Verlag Schwarzenfeld

ISBN 978-3-86256-002-8, Bestell-Nummer 588 764

Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise,
nur mit Genehmigung des Verlages

www.neufeld-verlag.de

Inhalt

<i>Geschichten vom »richtigen« Weihnachtsfest</i> (Hanna Schott)	7
1. Engel singen nicht für Geld	15
2. Der neue Stern	29
3. Die drei Weihnachten des Kornelius	45
4. Das Weihnachtsfest des Zeloten	61
5. Der Hotelier von Bethlehem	77
6. Dreißig Jahre nach der Heiligen Nacht	95
7. Herodes XXI.	109
8. Das Holzschett und das Streichholz	129
9. Die Karawane	141

Geschichten vom »richtigen« Weihnachtsfest

Geschichten vom »richtigen« Weihnachtsfest

Von Januar bis November gilt: Neu ist immer besser. Das neue Jahr verspricht neue, gute Erfahrungen. Das neue Auto fährt besser als das alte. Der neue Computer ist schneller als der alte. Und am neuen Urlaubsort kann man ganz neue Dinge unternehmen.

Nur im Dezember, wenn es auf Weihnachten zugeht, wollen wir nichts Neues hören, einführen oder ausprobieren. Wir singen die alten Lieder, hören die alten Geschichten, pflegen die alten Bräuche, und das beste Weihnachtsgebäck ist ohne Zweifel das nach einem ganz alten Rezept hergestellte.

Warum ist das so? Warum sind wir das ganze Jahr fortschrittsfreudig, und doch verwandeln sich die meisten von uns an Weihnachten in unverbesserliche Romantiker und Nostalgiker?

Weihnachten ist ein Gefühl, ein Duft, eine Stimmung. Wer das nicht glaubt, der verbringe das Weihnachtsfest einmal in der afrikanischen Steppe oder am australischen Strand: Er wird es »kein bisschen weihnachtlich« finden, selbst wenn er einen Gottesdienst besucht und Geschenke macht und bekommt. Auch den, der überzeugt ist, dass die Geburt Christi für ihn das Zentrum des Festes ist, und der weiß, dass der Stall von Bethlehem sicher nicht verschneit und lauschig war, stören Hitze und Strandpartys.

Was also ist das »richtige« Weihnachten? Dieses Buch gibt eine Antwort, genauer: Jede dieser Geschichten möchte auf ihre Art eine Antwort auf diese Frage geben. André Trocmé, der sie erzählt und später aufgeschrieben hat, stellte sich diese Frage nämlich jedes Jahr neu: Wie sollen wir *hier* Weihnachten feiern? Sein *Hier* war ganz anders als das unsere, aber seine Antworten sind heute noch gültig.

André Pascal Trocmé (1901–1971) wurde im Nordosten Frankreichs geboren. Sein Vater Paul, ein Industrieller, war ein streng reformierter Christ. Andrés Mutter Paula war Deutsche, aber Spross einer hugenottischen Familie. Als der Junge zehn Jahre alt war, starb sie vor den Augen ihres Sohnes bei einem Autounfall.

Als André sechzehn war, zogen deutsche Truppen in seine Heimat ein und zerstörten die Fabrik des Vaters. Dieses Erlebnis und das Wissen, dass auch seine Cou-

sins deutsche Soldaten waren, ließen den Jugendlichen zu einem überzeugten Pazifisten werden.

André Trocmé studierte Theologie in Paris und New York. Dort erhielt er eine Stelle als Französischlehrer bei John D. Rockefeller (1839–1937), einem der reichsten Männer der Welt. In New York lernte er auch die Studentin Magda Grilli (1901–1996) kennen, die ein Jahr später seine Frau wurde. Sie war als Tochter eines italienischen Obersts in Norditalien aufgewachsen, entstammte jedoch mütterlicherseits einem russischen Adelsgeschlecht – die streng reformierte Welt ihres Mannes lernte sie erst kennen, als die beiden nach Frankreich zogen. Dass ihre Ehe vermutlich keine »ganz normale Ehe« werden würde, hatte sie schon in New York geahnt. »Ich werde ein protestantischer Pfarrer sein, und ich möchte ein Leben in Armut führen. Ich bin Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen, und das kann Gefängnis und viele andere Schwierigkeiten mit sich bringen«, hatte André ihr klipp und klar gesagt.

Nach einer ersten Pfarrstelle in einer Industriestadt nahe der belgischen Grenze – hier wurden die vier Kinder der Trocmés geboren – wurde André 1934 Pastor der reformierten Gemeinde in Le Chambon-sur-Lignon, einem Dorf und kleinen Kurort in der südlichen Auvergne. Und hier, in den zwölf Ortschaften der Hochebene, wurde aus einer entlegenen Gegend des Zentralmassivs nicht allein, aber vor allem durch das Wirken von Magda und André Trocmé eine Oase der Menschlichkeit. Wer immer in dem von den Nazis besetzten nördlichen Teil

Frankreichs oder in dem von Pétain regierten Süden auf der Flucht war, konnte auf Hilfe zählen: Die etwa 9 000 Einwohner versteckten die Verfolgten in ihren eigenen Häusern, manchmal jahrelang, verhalfen im Lauf der Zeit fast 5 000 Menschen zu Papieren oder schleusten sie über die Schweizer Grenze in Sicherheit.

Die Trocmés als Zentrum des Widerstandsdorfes kooperierten mit Hilfsorganisationen, um Kinder und Jugendliche aus den Internierungslagern Rives Altes und Gurs bei Perpignan – der letzten Station auf dem Weg nach Auschwitz – herauszuholen. In Le Chambon-sur-Lignon hatte es seit jeher Kinder-Erholungsheime gegeben; jetzt fanden jüdische Kinder und Jugendliche hier Zuflucht vor dem Abtransport in den sicheren Tod. Wer besonders gefährdet war, wurde, wenn eine Razzia drohte, auf Höfen der Umgebung versteckt oder verschwand mit gefälschten Papieren.

Und an dieser Stelle kommt Weihnachten ins Spiel: Sowohl Magda als auch André waren sprachbegabt und liebten das Erzählen und Schreiben. Gerade an Weihnachten ließ André es sich deshalb nicht nehmen, über die biblische Weihnachtsgeschichte hinaus eine eigene Geschichte zu erzählen, meist zunächst für die in der Kirche versammelten Kinder, dann aber auch für alle im Dorf. Denn die Geschichte von Maria und Josef, zwei Menschen ohne Dach über dem Kopf und mit einem zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt geborenen Kind, rückte dem, was in Le Chambon geschah, immer näher. Wer war bereit, solche Menschen aufzunehmen?

Wer sah im Hungernden und Dürstenden nicht nur den Nächsten, sondern vielleicht sogar Christus selbst? Wer erkannte, dass das Christentum im Judentum wurzelt, dass also die Juden »die älteren Brüder und Schwestern« der Christen sind?

André Trocmés Geschichten sind »richtige« Weihnachtsgeschichten: Geschichten, die anrühren und durchaus eine »klassische« weihnachtliche Stimmung erzeugen. Aber sie sind bei aller heimeligen Atmosphäre gleichzeitig äußerst ungemütlich, denn sie wurden mit einem klaren Ziel erzählt: Sie sollten den Bewohnern von Le Chambon zeigen, wo die Spuren des »Christkinds« in ihrer Gegenwart zu entdecken waren. Und diese Fähigkeit haben sie sich bis heute und auch für uns erhalten.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war Le Chambon-sur-Lignon der erste Ort in Frankreich, der deutsche Studenten zu deutsch-französischen Begegnungen einlud. Bis 1960 engagierte André Trocmé sich als Sekretär des *Internationalen Versöhnungsbundes* und war außerdem Mitinitiator des ökumenischen Freiwilligendienstes *Eirene*. Seine pazifistische Haltung machte es ihm schwer, eine französische Gemeinde zu finden, und so wurde er 1960 Pastor einer reformierten Gemeinde in Genf. Die neue Zeit und das Leben in der gutsituierten Schweizer Gesellschaft stellten ganz neue Anforderungen, aber auch hier fragte André Trocmé: Was bedeutet Weihnachten gerade jetzt? Seine Antwort gab er mit der Geschichte »Herodes XXI.«.

Die Trocmés reisten um die ganze Welt und knüpften überall Kontakte zu Menschen, die wie sie kompromisslos dem Frieden dienen wollten. Auch nach Andrés Tod 1971 ging Magda weiter auf Reisen und begegnete unter anderem Martin Luther King und Indira Gandhi. In den USA erhielt sie die Ehrendoktorwürde – zusammen mit Rosa Parks, der Frau, die am Beginn der Bürgerrechtsbewegung stand, weil sie sich weigerte, ihren Platz im Bus für einen weißen Fahrgast zu räumen. Heute werden sie und André zusammen mit der ganzen Region um Le Chambon-sur-Lignon als »Gerechte unter den Völkern« in Yad Vashem geehrt.

Es kann nämlich viel verändern, wenn man Weihnachten »richtig« feiert.

Hanna Schott

Mein Dank gilt Nelly Hewett, der Tochter von Magda und André Trocmé. Sie lebt heute in der Nähe von Minneapolis/USA, hat die noch unveröffentlichten oder längst vergriffenen Geschichten ihres Vaters ans Licht geholt, ins »alte Europa« geschickt und meine Auswahl und Übersetzung mit vielen ermutigenden Mails aus der Ferne und doch ganz nah begleitet.

Wer mehr wissen will:

1961 erschien André Trocmés Buch *Jésus Christ et la révolution nonviolente* (Labor et Fides, Genf). Die englische Fassung *Jesus and the Nonviolent Revolution* ist kostenlos als E-Book erhältlich unter www.plough.com/ebooks/nonviolentrevolution.html. Die klassische und einflussreiche Studie des Theologen John Howard Yoder (1927–1997) *The Politics of Jesus* (Eerdmans, Grand Rapids 1972), deutsch: *Die Politik Jesu – der Weg des Kreuzes* (Agape, Maxdorf 1981), übernimmt wesentliche Thesen zur politischen Wirksamkeit des gewaltfreien Handelns Jesu von Trocmé. Über Yoders Theologie der Nachfolge als Gestalt politischer Verantwortung hat Trocmé bis heute prägenden Einfluss auf Generationen vor allem amerikanischer Theologen.

Der Großteil der Dokumente, Briefe und Manuskripte von André und Magda Trocmé befindet sich in der *Peace Collection* der *Swarthmore College Library*, Pennsylvania/USA, sowie als Duplikat im Archiv des Weltkirchenrates in Genf (*Archives de Monsieur André Trocmé et de Madame Magda Trocmé*).

2011 erscheint im Neufeld Verlag eine Doppel-Biografie des Ehepaars Trocmé, verfasst von Hanna Schott.

Engel singen nicht für Geld

Zur »Kulisse« der folgenden Geschichte

Wer ist ein Fremder und wer gehört dazu? Und ist es nicht ganz normal, dass man in einem Dorf den Fremden anders behandelt als den, der schon immer hier wohnte?

Le Chambon-sur-Lignon war in den dreißiger Jahren sicher nicht so klein wie Bethlehem um das Jahr Null. Aber es war doch ein Ort, wo man sich kannte und genau zwischen »uns« und »denen« unterschied. Magda und André Trocmé waren selbst erst 1934 nach Le Chambon gekommen, und es war keinesfalls ein Ort, den sie sich selbst ausgesucht hätten. Als Pazifist, der aus seiner religiösen und politischen Auffassung kein Geheimnis machte, war André trotz seiner hervorragenden Ausbildung in keine der großen und angesehenen reformierten Gemeinden Frankreichs vermittelbar. Er wurde also gezwungenermaßen Dorfpfarrer – ein Glücksfall, wie wir heute wissen. Wie hätte das Ehepaar Trocmé wohl mitten in Paris oder Toulouse hunderte, sogar tausende von Menschen versteckt? Es wäre ohne das Hinterland,

das Hochplateau des Zentralmassivs »am Ende der Welt«, gar nicht möglich gewesen.

Aber die Bewohner von Le Chambon waren Dörfler und keinesfalls spontan begeistert von der Idee, »Wildfremde« aufzunehmen. Nicht, dass sie etwas gegen Touristen gehabt hätten. Der Ort am Flüsschen Lignon war schon seit Jahren ein Kurort mit einer Reihe von Pensionen, einigen Hotels und sogar einer Schule für Kinder, die auf dem Land gesund werden sollten. Aber die Flüchtlinge, die seit 1940 hier Unterschlupf suchten, hatten nichts von Kurgästen. Kaum einer von ihnen brachte Geld mit, dafür machten sie viele Scherereien. Da war es für die Ortsansässigen doch nur vernünftig, zu sehen, wie sie selbst über die Runden kamen, ohne sich durch die Versorgung der Fremden über Gebühr zu belasten.

In der Erzählung »Engel singen nicht für Geld« karikiert Trocmé die Dörfler als pfiffige, aber auch hartherzige und vor allem geizige Zeitgenossen. Doch sie sind keine hoffnungslosen Fälle, wie das Ende der Geschichte zeigt. Denn Geiz ist heilbar – jedenfalls, wenn der Himmel selbst eingreift.

Engel singen nicht für Geld

Kaum hatte Josef eine Unterkunft für seine Frau gefunden, als das Kind auch schon zur Welt kam. Nichts hatte er vorbereiten können. Mutter und Kind lagen in Staub und Schmutz auf dem Stallboden. Und prompt stellte sich eine Klatschbase aus der Nachbarschaft ein. Josef war ein bisschen kopflos, wie das junge Väter bisweilen zu sein pflegen. Weil er keine Ahnung hatte, was denn nun zu tun sei, stand er einfach da und betrachtete die trostlose, aber doch wunderbare Szene, als die Klatschbase auch schon zu nörgeln begann:

»Jetzt trolten Sie sich doch endlich, um wenigstens ein bisschen Stroh für Ihre Frau und Ihren Sohn zu besorgen.«

Diese Aufforderung wirkte auf Josef geradezu befreiend. Sie gab seiner unbeholfenen Anwesenheit neben seiner Frau und seinem neugeborenen Sohn einen Sinn. Plötzlich nützlich, ja geradezu unersetzlich geworden, verließ er den Stall und klopfte beim Besitzer des Hofes, um ihn um Stroh zu bitten.

»Stroh!?!«, fragte der Bauer. »Ihr seid vielleicht lustig, ihr Galiläer. Alle Leute schlafen auf der Erde, aber ihr wollt Stroh!«

»Es ist nur...«, stotterte Josef, der begriff, wie unverschämt seine Bitte war, »es ist nur... weil meine Frau gerade ein Baby bekommen hat!«

»Ein Baby in meinem Stall! Das fehlte ja noch. – Hast du gehört, was da los ist?«, brüllte er in Richtung seiner Frau, die schon schlief. »Ich hab dir doch gesagt, dass man keine Landstreicher aufnehmen soll. Sie kommen, machen sich's gemütlich und verwandeln dein Haus in die Säulenhalle von Bethesda. – Sie kriegen keinen Strohalm, guter Mann. Außerdem wissen Sie doch genauso gut wie ich, dass es in diesem Jahr überhaupt kein Stroh gegeben hat.«

Die Tür fiel ins Schloss und das Licht erlosch.

Stroh. Ich muss Stroh für Maria finden, sagte Josef vor sich hin, während er stolpernd den steinigen Weg durch Bethlehem lief.

Armer Josef. Er hatte ja keine Ahnung, was ihn von Tür zu Tür noch erwarten würde.

Zum einen ist es schwierig, um Mitternacht in einem Dorf Leute zu wecken, die schon den ganzen Tag von den Bitten und Extra-Wünschen anspruchsvoller Reisender bedrängt wurden. Zum anderen hat man, wenn man gegen die Fensterläden geklopft und durch einen Spalt gesehen hat, dass die Leute da drinnen einen Scheit aufs Feuer geworfen oder eine Lampe angezündet haben und ein mürrisches und ein wenig ängstliches »Wer ist da?«

ertönte, wenn man dann mit Würde, aber auch mit einem gewissen klagenden Ton in der Stimme seine Geschichte hervorgebracht hat (»Ich bin Josef ben Jakob aus Nazareth in Galiläa. Ich bin gestern wegen der Volkszählung hierher gekommen. Meine Frau hat gerade in einem Stall entbunden. Hätten Sie wohl ein Bündel Stroh für mich?«), wenn der Hausherr die Tür dann einen Spalt breit geöffnet und nachgesehen hat, ob der da draußen nicht allzu sehr nach einem Bettler, einem Betrüger oder einem Räuber aussieht, wenn man also das alles etwa zwanzigmal erlebt hat, dann – hat man noch überhaupt nichts in der Hand.

Denn, ob Sie es glauben oder nicht, in Bethlehem war damals, im Jahr »minus eins« unserer Zeitrechnung, etwas sehr Seltsames passiert: Auf keinem einzigen Feld war in diesem denkwürdigen Jahr auch nur ein einziger Strohhalm geschnitten worden. Der Weizen war einfach so gewachsen, direkt auf dem Acker, ohne einen einzigen Halm. Unglaublich, aber wahr. Darüber hinaus hatte es ein ähnliches Phänomen auch bei allen anderen Ernten gegeben. Wir sprachen gerade vom Weizen, aber schon das war nicht korrekt, denn wegen der Trockenheit war ja überhaupt kein Weizen gewachsen. Josef solle nur mal in die Häuser gehen und sie vom Keller bis zum Dachboden durchsuchen, dabei ruhig die Deckel aller Kisten und Kästen öffnen: Nicht die Spur eines Weizenkorns werde er finden.

Und Milch?

Aber Monsieur! Wo denken Sie hin? Aus dem verwöhnten Galiläa, das sehe man wohl. Hier in Judäa und besonders in der Gegend von Bethlehem hatten alle Kühe Fehlgeburten.

Alle?

Ja, alle. Eine schreckliche Epidemie. Auf jeden Fall habe man alle, die keine Fehlgeburten hatten, verkaufen müssen, denn in diesem Jahr, wie gesagt, gab es ja weder Heu noch Stroh, um sie zu füttern.

Sie hätten gern ein Ei, um Ihrer Frau wenigstens irgendetwas geben zu können? Oh là, là, da fragen Sie den Falschen.

Hatten die Hühner auch eine Krankheit?

Genau, Monsieur. Der Kamm des Hahns verlor seine Farbe, das Gefieder der Hühner wurde glanzlos... Wir haben rein gar nichts, was wir Ihnen geben könnten. Nicht ein Ei, nicht mal für unsere eigenen Kinder.

Auch nicht ein Kännchen Öl?

Heißt das, Sie haben noch nichts von der Katastrophe gehört, die unsere Olivenbäume getroffen hat? Eine Überschwemmung, wie es zuvor noch nie eine gegeben hatte, hat alle Bäume entwurzelt.

Ein kleines Stück Fleisch? Ein Hammelkotelett?

Ach, auch hier gab es nichts als Unglück: In ganz Judäa haben die Schafe überhaupt keine Koteletts mehr. Dermaßen mager sind sie, so hilflos, diese armen Tiere, dass ich Ihnen lieber ihren Anblick ersparen möchte. Sie meinen, auf den Weiden aber welche gesehen zu haben, die ganz proper aussahen? Ein Irrtum, Monsieur, ein Irrtum! Sie sehen nur wegen der Wolle so beleibt aus.



Jetzt werden Sie mich gleich fragen, ob Sie dann nicht ein warmes Kissen für Ihre Frau bekommen können, wenn die Schafe doch so reichlich Wolle haben. So leid es mir tut: Auch das ist leider unmöglich. Die Schafschur steht noch aus. Im ganzen Dorf werden Sie nicht ein Flöckchen Wolle finden.

Aber wovon leben denn diese Leute?, fragte sich Josef. Nicht ein Weizenkorn, nicht ein Strohballen, nicht ein Kännchen Milch oder Öl, nicht ein einziges Ei gibt es im Dorf! Dennoch sehen ihre Häuser adrett aus, nicht wie die Bretterbuden bei uns zu Hause. Und hier und dort dringen durch einen Türspalt Essensdüfte an meine Nase, die mich kaum täuschen dürfte... Und gestern, als es dunkel wurde, drehten sich vor den Hotels doch Bratenspieße für einige der Gäste, die das Dorf bevölkern...

Armer Josef, einfältiger Josef, arme Maria, arme Bauern aus Galiläa, die ihr keine Ahnung von dem habt, was Tourismusindustrie bedeutet! Natürlich gibt es Platz in den Herbergen, selbstverständlich kann man Zimmer mieten, es gibt Betten, es gibt Strohballen, Säcke voller Mehl, Fässer voller Milch und Öl, Weinschläuche, Hühnereier, Lammkeulen – für alle anderen, aber nicht für euch!

Warum, fragt sich Josef, verzweifelt nach all den vergeblichen Versuchen, warum ist das so? Ich suche Stroh für meine Frau, die leidet, und für meinen Sohn, der friert.

Warum gibt es Stroh für alle anderen, aber für mich gibt es keins?

Josef, du hast eine Kleinigkeit vergessen: Während du mit den Leuten an den Türen geredet hast, hättest du unauffällig eine kleine Münze in die Hand des Gegenübers gleiten lassen sollen.

Aber ich habe es doch versucht! Jedenfalls einmal, antwortet Josef. Man hat sie empört zurückgewiesen: Für wen halten Sie mich denn, Monsieur! Wenn ich sage, es gibt kein Stroh, dann gibt es kein Stroh, nicht mit und nicht ohne Geld. Oder glauben Sie, Ihr Geld könnte das Stroh hier vor unseren Augen aus dem Boden sprießen lassen?

Ach, du einfältiger Josef! Dann hättest du die Summe verdoppeln, verdreifachen oder sogar verzehnfachen müssen, eine große statt einer kleinen Münze in die Hand gleiten lassen – einen Wert jenseits all dessen, was du dir als armer Galiläer in deiner Einfalt auch nur vorstellen kannst!

Was? So viel!? Aber so viel habe ich niemals. Für mich ist das ein Vermögen!

Ja, Josef, so viel. Kennst du denn nicht das Gesetz von Angebot und Nachfrage? Es ist doch das große Gesetz der Marktwirtschaft: Wenn viele Menschen zur selben Zeit dieselbe Sache nachfragen, steigt der Preis unaufhörlich, besonders, wenn einige pfiffige Bürger von Bethlehem die Dinge vorausgesehen haben und zu einem Zeitpunkt, als der Strohballen nur einige Cent kostete, so schlau

waren, riesige Mengen zu kaufen, um den Ballen Stroh dann zum Fünzigfachen seines Einkaufspreises am Tag der Volkszählung wiederzuverkaufen.

Was? Das gibt es doch nicht! Glauben Sie, dass es wirklich Stroh gibt in Bethlehem?

Ja, Josef, jede Menge. So wie immer. Ich würde dich gern in die Keller und auf die Dachböden dieser Häuser mitnehmen können. Du würdest staunen, welche Vorräte da lagern.

Dann haben all diese Leute mich also angelogen?

Aber nein, Josef. Das Ganze hat mit einer besonderen Charaktereigenschaft der Bewohner von Bethlehem zu tun. Sie lügen nicht. Sie meinen es ernst. Sie haben Augen, aber sie sehen nicht die Reichtümer, die unter ihren Dächern lagern. Sie fühlen sich arm, geradezu armselig und nackt, und das selbst im Gespräch mit ihrem Vater, ihrer Mutter oder ihrem Bruder – bis zu dem Moment, wo du ihnen eine große Münze in die Hand legst. Erst dann, wie durch ein Wunder, entdecken sie, dass ihre Scheunen voll sind.

Das alles habe ich in Josefs Ohr geflüstert, während er den steinigen Weg zurück zum Stall ging. Ob er es begriffen hat? Ich bin mir nicht sicher. Und selbst wenn er es begriffen hat, wird es nie in seinen Kopf gehen, und in den seiner Frau auch nicht. Er ist nun mal nicht in Bethlehem groß geworden, und der Rest der Welt ist so anders als dieses seltsame Bethlehem. Um es klar zu sagen: Wer nicht in Bethlehem geboren ist, wird diese Leute nie verstehen können.

Josef erreicht den Stall. Er macht sich Sorgen, weil er überhaupt nichts erreicht hat. Was wird Maria sagen? Wird sie einem Ehemann, der sich so ungeschickt anstellt, noch Vertrauen schenken?

Der Stall ist auf seltsame Weise erleuchtet. Eine ganze Traube von Menschen drängt sich in ihm. Josef muss blinzeln, die Lampen, die in den Ecken aufgehängt worden sind, blenden ihn. Freundliche, aber schlecht rasierte Gesichter schenken ihm ein herzliches Lächeln oder ein gutes Wort. Das Kind liegt in einer Krippe, die großzügig mit Stroh ausgepolstert ist. Maria liegt auf einer Schicht von Webdecken und vielfarbigen Wollkissen. Kannen voller Sauermilch stehen auf dem Boden. Ein Lamm ist da, das sein Fleisch als Opfer anbietet; es will der erschöpften Mutter zu neuer Kraft verhelfen. In einer Ecke des Stalls mahlt ein junger Hirte auf zwei kleinen Mahlsteinen Weizen. In einer anderen hat ein alter ein Feuer angezündet, auf dessen Glut er gleich einen Fladen backen wird.

Josef bedankt sich bei allen, schüttelt Hände, spricht Dankes- und Segensworte. Aber weil er verstanden hat, was ich ihm ins Ohr geflüstert habe, tastet seine Hand nervös nach den wenigen Kupfermünzen, die er in seinem Gürtel mit sich führt. Besorgt stellt er fest, dass, selbst wenn er nicht eine für sich behält, seine Münzen nicht für jeden dieser struppigen und großzügigen Eindringlinge reichen werden. Er nimmt einige in die Hand und nähert sich dem ältesten Hirten, von dem er annimmt, dass er der Chef ist. Vorsichtig versucht er,

ihm ein Trinkgeld in die raue Hand gleiten zu lassen. Aber der stößt Josefs Hand zurück: Behalte dein Geld, Galiläer, wir wollen es nicht!

Und als Josef darauf besteht und die angebotene Summe erhöht, heißt es: Wir lassen uns auf keinen Fall bezahlen. Wir wollen es nicht!

Aber, stottert Josef, aber... ihr seid doch alle aus Bethlehem, oder etwa nicht?

Ja, sagt der Alte, wir sind aus Bethlehem, aber vor einer Stunde, um Mitternacht, haben wir Engel gesehen. Sie verstehen...

Nein, ich verstehe überhaupt nichts, antwortet Josef. Ich habe gerade erst gelernt, dass die Leute aus Bethlehem blind sind und sich ihre Augen erst in dem Moment öffnen, in dem sie Geld klingeln hören.

So war es, antwortet der Alte. Bis die Engel zu uns sprachen. Genau so waren wir, so lange man zurückdenken kann. Bis Mitternacht. Um fünf nach zwölf sind wir ganz andere geworden. Ich gebe zu, der Übergang geschah ein bisschen plötzlich, und wir sind selbst noch ganz verblüfft. Wir hätten auch auf halbem Wege Halt machen können, um kleine, ehrliche Händler zu werden, die ihr Stroh zu einem vernünftigen Preis verkaufen. Aber die Engel haben zu uns gesprochen. Der Himmel war offen, und wir haben Dinge gesehen... Verstehen Sie, Monsieur, im Himmel ist alles gratis. Gott, der Höchste, gibt sich selbst – einfach so, ohne Gegenleistung, und dann fangen alle anderen auch an, ohne Bezahlung zu tun, was getan werden muss, aus Dankbarkeit, aus Liebe. Wenn man das einmal gesehen hat, selbst wenn es nur

für einen Moment war... Es verändert dich. Übrigens, Ihr Sohn, der ja geradewegs vom Himmel kommt, wird Ihnen das alles noch deutlich machen. Ja, ja, Monsieur, Sie haben da ein Kind, das Ihnen noch seltsame Dinge zeigen wird.

So weit das Gespräch. Die Hirten brechen wieder auf. Und Josef, diese ehrliche Haut und einfache Seele, setzt sich erst einmal hin, um all das in seinem Herzen zu bewegen. Maria und das Kind schlummern. Die Gaben und das Stroh, die sich um Josef herum häufen, ja, vor allem das Stroh, das wie die Sonne glänzt, sind der klare Beweis für die geheimen, aber umstürzenden Dinge, die sich heute in Bethlehem ereignet haben.

Die Lampen verlöschen eine nach der anderen, während draußen an einem klaren, perlmuttfarbenen Himmel eine alles umfassende Morgendämmerung heraufzieht.

* * *